

Hilkje Hänel  
Letzter Ausweg Tempelhof



GOLDMANN  
Lesen erleben

### *Buch*

Die Berliner Polizei wird zu einem tristen Tatort gerufen. In einem Flüchtlingsheim in Tempelhof wurden zwei Leichen gefunden: ein kleines Mädchen, das erstickt wurde, und eine junge Frau, die sich erhängt hat. Die anfängliche Vermutung, dass die Mutter zunächst ihr Kind und dann sich selbst umgebracht hat, wird durch die Rechtsmedizin bestätigt. Aber wo liegt das Motiv? Kommissarin Alexandra Gode und ihr Kollege Lepke kommen einem besonders perfiden Fall von Zwangsprostitution auf die Spur. Doch ihre Ermittlungen werden von oberster Stelle boykottiert. Denn in die Sache sind auch der Polizeipräsident und der Innenminister verwickelt ...

Informationen zu Hilkje Hänel sowie zu lieferbaren Titeln der Autorin finden Sie am Ende des Buches.

Hilkje Hänel

---

Letzter Ausweg  
Tempelhof

Ein Berlin-Krimi

GOLDMANN

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



1. Auflage

Originalausgabe Mai 2019

Copyright © 2019 by Wilhelm Goldmann Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,  
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur  
Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover.

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: gettyimages/spreephoto.de

Redaktion: Regina Carstensen

BH · Herstellung: ik

Satz: Vornehm Mediengestaltung GmbH, München

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-48608-3

[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz:



*Für J. B. und E. B. und für S. J.*



## Prolog

Das Mädchen mit den schwarzen Haaren ist noch klein. Mit angezogenen Knien kauert es auf den kalten Fliesen unter dem Treppenvorsprung. Die Hände hält es auf die Ohren gepresst. Der Schmerz summt im Kopf. Die Lippen sind von den Zähnen blutig gebissen. Die dunklen Augen vor Angst weit aufgerissen.

»Wenn du die Augen zumachst, wird sie sterben«, hatte er gesagt.

Das Mädchen versucht, nicht zu blinzeln. Tränen ziehen salzige Spuren über die kindlichen Wangen. Nicht die Augen zumachen, summt das Mantra im Kopf. Solange das Mantra den stets gleichen Satz aufsagt, kann das Mädchen zumindest die Schreie nicht hören. Vor Anspannung lächeln ihre Mundwinkel.

Immer und immer wieder schlägt seine Faust zu. Mit mechanischer Gleichgültigkeit, wie eine tickende Uhr. Immer und immer wieder auf immer neue Stellen entblößter Haut. Die andere Hand hält den wehrlosen Körper aufrecht gegen die Wand gepresst. Die Finger graben sich wie Krallen tief in das Fleisch der nackten Schulter.

Als die Mutter aufhört zu schreien, läuft ein dünner Blutfaden über ihre Schläfe. Tropft auf ihre Brust

und ihren Bauch. Die Lippen flüstern eine Liturgie des Flehens. Das Mädchen kann nicht verstehen, was die Mutter sagt. Noch immer hält es die Hände fest auf die Ohren gepresst. Aber das Mädchen weiß, dass die Mutter nicht den Vater anfleht, sondern ihre Tochter. Wäre sie nur stärker gewesen. Hätte sie nur nicht versagt.

Der Körper ihrer Mutter sackt wie leblos zusammen, als die schwere Hand des Vaters ihre Schulter loslässt. Mit einem dumpfen Ton schlägt der Kopf auf den Küchentisch. Die Finger der rechten Hand krallen sich am Tischbein fest. Das Blut von der Schläfe tropft ein einsames Lied auf die weißen Fliesen. Das Mädchen kneift die Augen zusammen.

Ganz langsam dreht sich der Vater um. Steigt über die Beine der Mutter hinweg, die auf dem Küchenboden zittern, und starrt seine Tochter an. Seine Augen sind kalt. Das Mädchen hat wieder versagt. Es hat wieder die Augen zugemacht. Hat wieder Schwäche gezeigt.

»Sieh genau hin, wie sie sich windet vor Schmerzen«, hatte er gesagt.

»Man ist entweder Opfer oder Täter«, hatte er gesagt.

Aber das Mädchen will die Augen nicht wieder öffnen. Will nicht dem machtgierigen Blick des Vaters begegnen. Nicht den zerschundenen Körper der Mutter am Boden sehen. »Wenn du die Augen zumachst, wird sie sterben«, hatte er gesagt.

Das Mädchen hat die Augen zugemacht.

Seine Hand greift nach ihrem Pullover. Wie eine



Hündin ihr Junges trägt, so schleift er sie jetzt am Nacken über den Flur und aus dem Haus. Hinaus auf das Feld, das mit bleichen Stoppeln zusticht, als hätte es bereits auf sie gewartet. Das Mädchen hat die Augen immer noch geschlossen.

Der Vater tut ihr nicht weh. Und er sagt kein Wort, als er sie auf den Stuhl drückt. Den Stuhl, den er hinter sich hergezogen und der auf dem lehmigen Boden eine Schleifspur hinterlassen hatte. Den weißen Küchenstuhl, von dem die Farbe abblättert. Und dessen wacklige Beine jetzt in den schweren Lehm gerammt sind. Der Vater bindet ihre Hände hinter der Lehne zusammen. Sie ist noch zu klein für den Stuhl. Ihre Füße baumeln in der Luft. Er bindet auch die Füße fest. Als er fertig ist, kann sie sich nicht mehr bewegen.

Langsam beugt er sich zu ihr.

»Das ist deine letzte Chance. Wenn du jetzt stark bist und nicht aufgibst, wenn du an deine eigene Kraft glaubst und nicht schreist, bis ich wiederkomme, dann helfe ich deiner Mutter ins Bett. Und dann wird sie überleben. Obwohl du einen großen Fehler gemacht hast, als du nicht gehorcht und deine Augen geschlossen hast. Aber du kannst es noch einmal gutmachen. Schaffst du das? Bleibst du hier ganz ruhig sitzen, bis ich wiederkomme?«

Ihre Lippen zittern. Heftig nickt sie mit dem Kopf. Sie muss jetzt stark sein. Für ihre Mutter. Die sonst sterben wird.

Das kleine Mädchen wartet, bis es die Schritte des Vaters nicht mehr hört. Als sie die Augen öffnet,

kann sie gerade noch seine Gestalt am Ende des Feldes erkennen. Gleich ist er am Haus. Gleich wird er ihrer Mutter helfen. Wenn sie nur stark bleibt! Er hat es versprochen ...

Bevor die Dunkelheit heranschleicht, legen sich Nebelschwaden über das Feld. Wie Feenflügel umschlingen sie die Beine des Stuhls. Alle Konturen sind verschwommen. Nur undeutlich kann das kleine Mädchen in der Ferne die Umrisse des großen Hauses sehen.

Sie weint lautlos. Ihre Finger und Füße sind taub. Ihr ist kalt. Sie friert. Mit der Dunkelheit fängt es an zu regnen. Die ersten Tropfen pochen an ihre Stirn und ihre Wangen. Vermischen sich mit den salzigen Tränen, rinnen über das Kinn und den Hals und finden ihren Weg bis zu der lehmigen Erde, in der sie für immer verschwinden. Jeder Muskel in ihrem Körper schmerzt. Ihre Kehle fühlt sich wie ausgetrocknet an. Sie hat Durst. Und Hunger. Irgendwann versiegen die Tränen. Und zurück bleibt nichts als eine große Leere.

Als der Regen stärker wird, sieht sie einen Schatten über das Feld näher kommen. Wie einen verschwommenen Fleck, der in der Dunkelheit kaum auszumachen ist. Winselnd setzt sich ihr Hund neben sie. Und legt seine Schnauze auf ihr nasses Knie.

Später zerfetzt ein Blitz die Schwärze der Nacht. Gleich darauf dröhnt das Donnernrollen. Der Himmel zerbricht unter wütenden Schreien. Das Mädchen hat Angst. Aber sie will stark bleiben. Sie muss

stark bleiben. Und es würde sie ohnehin niemand hören. Sie ist allein, umgeben von Dunkelheit und Gewittergrollen, von grellen Blitzen und wütenden Schreien. Nur ihr Hund ist bei ihr. Er zittert, aber er nimmt seine Schnauze nicht von ihrem Knie.

Die nasse Kleidung klebt an dem kleinen Körper wie eine feuchtkalte Hülle, eine zweite Haut, die keinen Schutz zu bieten vermag. Als ihre Mutter sie losbindet, wollen ihre Füße und Beine ihr nicht mehr gehorchen. Bei jedem Schritt knicken sie ein, als würde der vom Regen aufgeweichte Lehm Boden sie nicht loslassen. Bis die Mutter sie hochnimmt und sie ihr die Arme um den Hals schlingt, sich zitternd an sie klammert und ihr Gesicht in die vertraute Halsgrube drückt. Aber sie ist stark gewesen! Sie hat die ganze Nacht über durchgehalten und nicht aufgegeben.

Der Hund hat den Schwanz noch immer zwischen die Beine geklemmt. Langsam folgt er der Mutter mit dem kleinen Mädchen auf dem Arm zum Haus. Die Dämmerung weicht nur zögernd dem unerbittlichen Licht des neuen Tages.

## Der erste Mord

*Eine verstopfte Toilette führt in einer Kneipe in Hellersdorf zu einer Massenschlägerei; der Barkeeper muss eine Runde Schnaps spendieren, um das Chaos unter Kontrolle zu bringen, während Helene Fischer im Radio ungestört weitersingt.*

*Am Güterbahnhof Moabit baut ein Künstlerkollektiv an einem neuen Gedenkort; ein Kiefernhein soll an die Deportation der 30 000 Juden erinnern, die von Gleis 69, 81 und 82 als »Sondertransporte« in die Vernichtungslager gebracht wurden.*

*Rio Reiser, Sänger von Ton Steine Scherben, ist seit über zwanzig Jahren tot. Reiser wurde als Ralph Christian Möbius am 9. Januar 1950 in Berlin geboren und starb am 20. August 1996 in Fresenhagen in Nordfriesland. »Und wir schreien's laut: Ihr kriegt uns hier nicht raus!«, rufen die Demonstranten im Februar 2017 bei einer Demonstration gegen Mieterhöhungen in der Reichenberger Straße.*

*Ein bekannter NPD-Funktionär schließt in der Prinzessinnenstraße seine Wohnungstür auf.*

Die Sonne spiegelte sich auf den weißen Zeltplanen.

Die Zelte waren provisorisch vor dem Gebäude des ehemaligen Flughafens auf dem Tempelhofer Feld errichtet, aber sie waren leer. Unbenutzt. Vereinzelte Jogger drehten verschlafen ihre Runden auf dem sonst leergefegten Flugfeld. Der Ruf des Muezzins von der nahe gelegenen Moschee versammelte die muslimische Gemeinde zum Gebet. Der Gesang blieb in der Luft hängen und vermischte sich mit dem Staub auf den Gräsern zwischen den Betonplatten. Vom Columbiadamm zerschnitt Autohupen das morgendliche Bild. Irgendwo kläffte ein Hund.

Im Innern des Gebäudekolosses kämpften die Neonröhren gegen das Sonnenlicht, das sich bemühte, einen Weg durch die verschmutzten Fenster zu finden. Vielleicht waren die Fenster nicht mehr geputzt worden, seit Fluggäste mit der letzten Boeing verschwanden, die 2008 vom Tempelhofer Feld startete. Oder seit sich 1945 die letzten Zwangsarbeiter in der Fabrikhalle für die Weserflug-Werke zu Tode geschuftet hatten. Hauptkommissar Lepke meinte, noch immer das Ächzen der schweren Maschinen und das Stöhnen der kraftlosen Körper hören zu können. Als säßen die Geräusche eingesperrt zwischen den alten Mauern.

In der ersten Halle drängten sich ebenfalls weiße Zelte aneinander. Aber diese hier schienen bis auf den letzten Platz besetzt. Im spärlichen Raum zwischen den Planen hockten geflüchtete Menschen auf ihren Doppelstockbetten. Bleich und nahezu regungslos.

Verängstigt.

Eingesperrt.

Wie damals die zur Zwangsarbeit verschleppten

Menschen, dachte Lepke. Und wieder hörte er den Lärm der Maschinen. Es war so laut, dass er hätte schreien müssen, um sich verständlich zu machen.

Gleißendes Licht.

Nicht enden wollende Schreie.

Sich verzweifelt aufbäumende Körper.

Lepke schüttelte unwillkürlich den Kopf. Fünfhundert Menschen in einer Halle! Das war ganz sicher nicht das ersehnte Ende einer langen Flucht. Es war nur eine weitere Station der Verzweiflung. Und wenn nicht jegliche Hoffnung schon längst gestorben wäre, die Neonröhren und die Ausweglosigkeit würden ihr Übriges tun.

Das gleißende Licht begleitete Lepke auch in die nächste Halle. Aber hier gab es keine schützenden Zeltdächer mehr. Geometrisch abgetrennt teilten sich jeweils bis zu zwölf Personen ein Viereck aus Trennwänden. Über ihnen an den hohen Decken hingen noch immer die Stahlträger der ehemaligen Fabrik. Wie ein eisernes Spinnennetz, das auf Beute lauerte.

Scheiße.

Lepke trank den letzten Schluck seines mittlerweile kalten Espressos aus dem Automaten am Haupteingang. Bitter. Ohne Zucker. Am Ende der Halle blieb der junge Security-Mann mit den rötlichen Haaren, der bislang wortlos vor ihm hergeeilt war, abrupt stehen. Als würde eine unsichtbare Wand jedem Besucher den Eintritt zum nächsten Viereck unmöglich machen. Lepke stutzte kurz, bevor er um den jungen Mann herumging und das Viereck betrat.

Das Abteil beherbergte sechs Doppelstockbetten. Graue Matratzen auf grauen Bettgestellen aus Metall. Vier der Betten waren durch einen Vorhang aus geblühten Tüchern vor ungebetenem Blicken geschützt. Zwei Rettungssanitäter der Johanniter und ein Notarzt standen in der rechten Ecke des Vierecks. Sie hatten dem Bett den Rücken zugekehrt. Einer der beiden Rettungssanitäter musste gerade einen Witz erzählt haben, sein Kollege war noch am Grinsen. Die Szene wirkte skurril.

Als Lepke näher kam, nickten sie kurz und traten zur Seite. Auf dem Boden vor dem Bett war eine Rettungsplane ausgebreitet, auf der der leblose Körper einer jungen Frau lag. Lepke schluckte heftig, als er das Bett dahinter sah. Auch nach vielen Jahren bei der Mordkommission hatte er sich nicht an den Anblick toter Kinder gewöhnen können. Und das tote Mädchen konnte kaum älter als fünf oder sechs Jahre sein.

Beide Körper waren vollständig bekleidet, allerdings barfuß.

Lepke ging wie selbstverständlich davon aus, Mutter und Tochter vor sich zu haben. Auf den ersten Blick konnte er keine Anzeichen äußerer Gewalteinwirkung erkennen.

Mutter und Tochter hatten die Augen geschlossen.  
Es war ein friedliches Bild.

Der Notarzt räusperte sich.

Lepke hatte ihn schon mal irgendwo gesehen.

»Reich, Sebastian«, stellte er sich vor und streckte Lepke die Hand hin.

»Erfreut«, erwiderte Lepke. »LKA 11, Markus Lepke.«

Der Notarzt nickte. Er war fast einen halben Kopf kleiner als Lepke, und die blonden Haare standen ihm wirr vom Kopf ab. Die Rettungssanitäter hielten sich im Hintergrund, die Hände tief in den Hosentaschen vergraben.

»Wir kamen viel zu spät. Da hatten wir keine Chance mehr. Bei der Frau haben wir noch eine Wiederbelebungsmaßnahme versucht, deshalb liegt sie hier unten auf der Plane. Aber zu spät. Keine Chance«, wiederholte er.

Lepke schaute fragend auf.

»Das Mädchen ist erstickt worden«, beendete der Notarzt seinen kurzen Bericht. »Und die Mutter ...« Er zeigte auf die billige blaue Wäscheleine aus Plastik, die an einer der Querstreben am Bettgestell hing. »Ist natürlich nicht mein Gebiet, aber wenn du meine Meinung wissen willst, dann hat die Mutter erst ihre Tochter umgebracht und sich anschließend erhängt.«

Lepke nahm das selbstverständliche »Du« ebenso kommentarlos zur Kenntnis wie die erste Theorie über den Ablauf. Er bemühte sich um ein Lächeln, als er sich bedankte.

Der Notarzt nickte zum Abschied. Als er das Viereck fast verlassen hatte, blieb er stehen und sah Lepke an.

»Ist immer scheiße mit Kindern. Und hier erst recht.« Er machte eine vage Handbewegung. »Ich bin erst vor einer Woche aus Göttingen hergezogen,



aber diese Lager können einen überall gleichermaßen wütend machen.«

Dann war er hinter der nächsten Trennwand verschwunden, die beiden Rettungssanitäter folgten ihm grußlos. Auch der rothaarige Security-Mann war nirgends mehr zu sehen.

Lepke wusste jetzt, woher er den Notarzt kannte. Als er noch in Hannover gearbeitet hatte, waren sie für einen Fall nach Göttingen gerufen wurden. Bei der Ermittlung hatten sein damaliger Kollege und er in einer linken Kellerkneipe unter einem Kino eine Gruppe von betrunkenen Rettungssanitätern und Medizinern der Universitätsklinik getroffen. Sebastian Reich war einer von ihnen gewesen. Lepke erinnerte sich jetzt auch, dass sie im Laufe der Nacht irgendwo in der Innenstadt ein paar Burschenschaftler mit bunten Mützen und Verbindungsbändern Schläge angedroht hatten, wenn sie nicht aufhören würden, laut ihre dämlichen Lieder zu grölen.

Lepke warf einen letzten Blick auf die Mutter am Boden. Er vermied es, das Mädchen anzuschauen. Im Gehen zog er das Handy aus der Tasche und verständigte das Team.

Seinen Kollegen, Meyer. Der einzige Kollege, auf den er sich zurzeit wirklich verlassen konnte. Auch wenn der breitschultrige und untersetzte Mann meistens gelangweilt aussah und eigentlich nur seine Ruhe wollte, so kannte Lepke doch niemanden, der schneller und präziser an Informationen gelangte. Und er wusste genau, wann es auf seine Fähigkeiten ankam.

Den Rechtsmediziner, Meyer 2, und die Spurensicherung.

Seine neue Kollegin, Lina.

Eigentlich war sie nicht wirklich seine Kollegin. Sie hatte gerade erst ihr Studium abgeschlossen. Lepke war ihr Ausbilder beim LKA, wo sie ihre Probezeit absolvierte, bevor sie verbeamtet werden würde. Sie war jung. Hübsch. Und ganz sicher alles andere als dämlich. Ansonsten hatte er keine Ahnung, wer sie war. Und er hatte bisher keinen Anlass dazu gesehen, es herauszufinden. Es war okay, mit ihr zu arbeiten. Das reichte ihm.

Wie so oft in den vergangenen Wochen hätte er auch dieses Mal fast wieder Alex' Nummer aufgerufen. Er hatte sich noch immer nicht an ihre Abwesenheit gewöhnt.

Alexandra Gode. Mit der er kaum einen Monat zusammengearbeitet hatte – und mit der ihn doch mehr verband, als er sich eingestehen wollte. Alex, die bei ihrem ersten und letzten gemeinsamen Fall in die Hände eines Täters geraten und gefoltert worden war. Lepke hatte sie gerade noch lebend gefunden. Danach hatte sie lange im Koma gelegen. Als er sie das letzte Mal gesehen hatte, war sie noch nicht wieder aufgewacht. Er hatte deutlich ihr blasses Gesicht zwischen den weißen Laken vor Augen. Die schwarzen Haare hatten einen starken Kontrast zum grellen Weiß abgegeben. Aber die zerbrechliche Gestalt in dem Krankenbett hatte nichts mit jener Alex gemeinsam gehabt, die er kannte. Fast ein halbes Jahr war Alex im Krankenhaus gewesen. Fast ein halbes Jahr

hatte er sie nicht gesehen. Nicht mit ihr gesprochen. Die Kollegen hatten berichtet, dass sie inzwischen das Schlimmste überstanden hatte. Aber Lepke wusste nicht, ob sie noch im Krankenhaus war. Er hatte Angst, ihr wieder zu begegnen. Vielleicht würde ihm jemand gegenüberstehen, mit dem er trotz ihrer gemeinsamen Vergangenheit nichts mehr anfangen konnte.

Mitten in seinen Gedanken hielt er inne. Warum fragte eigentlich niemand nach, was hier los war? Warum kam niemand vorbei? Weder die anderen Flüchtlinge noch irgendjemand vom Wachpersonal schien sich für den Vorfall zu interessieren. Lepke streifte sich die Latexhandschuhe über und machte sich an die Arbeit.

Zehn Minuten später lehnte er sich schwer atmend an eine der Trennwände, die bei der Belastung bedenklich schwankte und ihn kurz ins Taumeln geraten ließ. Jetzt erst bemerkte er die Stille. Die Gänge zwischen den Vierecken waren wie ausgestorben. Die Halle war verstummt. Keine Stimmen, keine Rufe. Nur hin und wieder ein zaghaftes Flüstern. Es war unheimlich. Ein fast lautloses Totengebet.

Lepke wünschte sich eine Zigarette. Er fluchte leise vor sich hin, während er zögernd das benachbarte Viereck betrat. Keine der Frauen, die um den billigen Holztisch herumsaßen, blickte auf. Als er seine erste Frage stellte, zogen sie nur die Schultern ein wenig höher. Er wiederholte die Frage auf Englisch, die Frauen schüttelten nacheinander die Köpfe, ohne dass er wusste, ob sie ihn überhaupt verstanden hatten.

Fast im gleichen Moment wurde die Stille durch herannahende Schritte unterbrochen. Lepke drehte sich um und sah dem Mann entgegen, der hastig den Gang herunterkam. Die kurzen blonden Haare waren mit Haargel an den Kopf geklebt und ließen den Blick auf die Geheimratsecken fallen. Kleine stechende Augen waren tief in den Augenhöhlen vergraben. Der Ansatz eines Bierbauchs trat unter dem hellblauen Hemd zum Vorschein, das Jackett war offen. Die rosa schimmernde Krawatte ließ den roten Kopf des Mannes hell leuchten. Alles in allem kein schöner Anblick. Ohne es selbst zu bemerken, schüttelte Lepke unwillig den Kopf.

\*

Der Bildschirm neben dem Bett blinkte unermüdlich. Die anderen Geräte waren mittlerweile ausgeschaltet. Das Zimmer war leer und weiß. Alex' Lederjacke lag ordentlich zusammengefaltet auf ihrer Reisetasche. Sonst gab es nichts, was daran erinnert hätte, dass in diesem Zimmer jemand wohnte. Ein mit hellgrünem Plastik bezogener Sessel stand neben dem Fenster. Draußen ließ die Sonne den Park leuchten.

Alex hatte den Kopf geneigt und starrte abwesend aus dem Fenster. Sie war nicht müde, dennoch fühlten sich ihre Augenlider schwer an. Die Augen brannten. Ihr Körper war wie ausgetrocknet. Sie unterdrückte den Wunsch, wieder ins Bett zu gehen. Schon die paar Meter vom Bad bis zum Fenster hatten sie erschöpft.

Seit sie in die Frührehabilitation verlegt worden

war, hatte sie sämtliche Energie verloren. Jede körperliche Anstrengung fühlte sie ebenso wie den stechenden Schmerz in ihrer Bauchgegend, der sie in sich nur langsam vergrößernden Abständen besuchen kam. Und mit jedem Stich spürte sie wieder den Nagel in ihre Haut dringen. Spürte, wie er sich durch das Gewebe bohrte und in ihrem Inneren stecken blieb. Ein Fremdkörper, der Hitzewellen durch ihren Körper schickte. Mit jedem Stich kehrte sie wieder in den dunklen Keller zurück, aus dem Lepke sie vor zwei Monaten befreit hatte.

Die unerträglichen Schmerzen von damals waren jetzt wie in Watte verpackt. Ebenso ihre Erinnerung, die nicht wirklich zu dem vordrang, was passiert war. Einer der Schläge gegen ihren Kopf hatte ein Schädel-Hirn-Trauma ausgelöst. Ihr Körper hatte versucht sie zu schützen, indem er alle Funktionen auf null zurückgefahren hatte. Bis Lepke gekommen war. Mit ihr gesprochen hatte. Ihre Hand gehalten hatte. Da war sie endlich in Sicherheit gewesen. Aber sie hatte noch Tage gebraucht, bis ihr Verstand die neue Situation akzeptieren konnte. Und als sie endlich aus dem Koma erwachte, war der Stuhl neben ihrem Bett leer gewesen. Sie war allein.

Lepke hatte sie allein gelassen. Manchmal hatte sie ihn im Halbschlaf neben ihrem Bett sitzen sehen. Die Beine mit den Designerjeans und den teuren Lederschuhen übereinandergeschlagen. Gedankenverloren fuhr er sich durch die dunklen zerzausten Haare und rieb sich den Dreitagebart. Wenn er sie ansah, lächelte er. Die Lachfalten an den Augen erhellten sein Gesicht

und ließen auch ihre Welt wieder in Ordnung sein. Sie blinzelte – und der Stuhl war leer.

Und sie war auch jetzt noch allein. Sie wollte es nicht anders. Die Kollegen, die nach ihr fragten, hatte sie von der Schwester wieder wegschicken lassen. Lepke war nicht noch mal gekommen. Und das war gut so gewesen. Sie mochte es nicht, schwach zu sein. Sie musste diesen Kampf mit ihrem Körper selbst führen. Die Erschöpfung aus eigener Kraft besiegen.

\*

»B-Care steht für viele soziale Dienstleistungen im professionellen Service für bedürftige Menschen, und dies ganz besonders in Zusammenarbeit mit der öffentlichen Hand, wenn ich das mal so formulieren darf. Hier in Tempelhof bieten wir eine Infrastruktur, die die Beherbergung, die Betreuung und die Integration von Flüchtlingen gewährleistet. Aber natürlich können wir nur unseren Teil dazu leisten, gerade die Aufgabe der Integration verlangt viele Hände, vor allem natürlich die Bereitschaft der Flüchtlinge selbst. Wir sind sozusagen nur die Schnittstelle zwischen Flüchtlingen, Politik und Zivilgesellschaft.«

Die glänzenden Lippen in der Mitte des roten Kopfs öffneten und schlossen sich. Verständnislos starrte Lepke auf die gestikulierenden Hände seines Gegenübers. Der lange Monolog klang wie die auswendig gelernte Version einer Pressemitteilung. Er schien so gar nichts mit den toten Körpern der Mutter und ihrer Tochter zu tun zu haben. Lepke atmete

hörbar auf, als die Kollegen von der Spurensicherung und der Rechtsmediziner eintrafen und der Leiter der Notunterkunft für einen Moment beiseitetreten musste.

Lepke konnte deutlich sehen, wie Meyer 2 nach einem Blick auf das tote Mädchen die Zähne so fest zusammenbiss, dass die Kieferknochen hervortraten. Seine große Gestalt wirkte deplatziert in der Mitte des Quadrats, seine hellblauen Augen irrten umher. Dann fing er sich. Mit einer fast schon unwirschen Handbewegung forderte der Rechtsmediziner sie auf, das abgesperrte Viereck zu verlassen.

»Können Sie mir vielleicht zunächst sagen, wer die Frau und das Kind sind?«, wandte sich Lepke an den Leiter der Notunterkunft. »Herr Fuchs?«, hakte er nach, als er keine Antwort erhielt. Gleich darauf war er sich nicht sicher, ob der Name des rotgesichtigen Mannes wirklich »Fuchs« gewesen war. Aber der ungläubige Blick seines Gegenübers bezog sich offensichtlich auf die zuvor gestellte Frage.

»Sie meinen ... die Namen?«

»Ja, natürlich.«

Fuchs starrte in die Luft, bevor er zu einer Antwort ansetzte.

»Also, dazu müsste ich erst mal meine Listen einsehen. Das kann ich mir nun wirklich nicht merken, wer hier wo wohnt.«

»Und diese Listen ...«

»Sind im Bürocontainer draußen vor der Halle.«

»Dann gehen wir da zusammen hin«, erklärte Lepke und hatte Mühe, seine Stimme unter Kontrolle

zu halten. Er wusste nicht, was ihn zorniger machte, die Kompetenzlosigkeit oder die Ignoranz darüber, dass zwei Menschen viel zu früh gestorben waren. Zwei Menschen, für die Fuchs verantwortlich gewesen war.

Der Ausdruck in Fuchs' Gesicht ließ sich kaum anders als mit »Zumutung« beschreiben, wortlos drehte er sich um und lief vor dem Kommissar her.

Lepke schüttelte noch einmal ungläubig den Kopf, bevor er dem Leiter der Notunterkunft durch die Halle folgte.

Die Vorhänge vor den Betten waren größtenteils zugezogen. Dort, wo es keine Vorhänge gab, starrten die Vierecks-Bewohner an die Wand. Niemand nahm Blickkontakt auf, niemand kam ihnen auf den Gängen entgegen. Die Stille lag noch immer wie ein Leichentuch über der Halle.

Der provisorische Container, der als Büro diente, bot bei Weitem mehr Privatsphäre als die Zelte in der Halle. Schon als Lepke die Gitterroststufen zur Tür hinaufging, fragte er sich, wo bei B-Care die Prioritäten lagen. In dem von der Sonnenwärme aufgeheizten Container beugte sich eine Frau über einen Computer, auf dem ein junger Mann ihr etwas zeigte. Sein ausgestreckter Zeigefinger schien sich geradezu in den Bildschirm zu bohren, wobei er leicht zitterte. Die Frau nickte. Sie hatte kurze blonde Haare, die ihr in kleinen Locken über die Ohren fielen. Ihre langen Beine und die schlanke Figur kamen in dem knappen blauen Kleid besonders gut zur Geltung. Dazu trug sie leuchtend rote Stoffturnschuhe. Auch der junge



Mann hatte längst bemerkt, wie attraktiv sein Gast war. Die Schweißperlen standen ihm auf der Stirn. Er versuchte vergeblich, sie mit der Rückseite seines Hemdsärmels wegzuwischen.

Fuchs blieb neben Lepke auf den Stufen vor der Tür stehen, sichtlich verwirrt durch die Anwesenheit der unbekanntenen Frau, die sich jetzt lächelnd umdrehte.

»Morgen.« Sie nickte Lepke zu. »Ich dachte, ich kläre hier gleich mal ein paar Sachen ab, dann brauchst du dich nicht mehr darum zu kümmern.« Sie wandte sich an Fuchs, der immer noch wie angewurzelt im Türrahmen stand. »Czaja, Lina. Mordkommission. Ihr Kollege hat mir schon ein paar Fragen beantwortet.« Sie lächelte erneut, wobei unklar blieb, ob sich dieses Lächeln auf die Hilfsbereitschaft des Mannes bezog oder auf die deutliche Irritation von Fuchs, den Lina offensichtlich sofort als Leiter der Unterkunft erkannt hatte.

Lepke musste unwillkürlich grinsen. Wahrscheinlich hatte Lina alles herausgefunden, was es fürs Erste zu wissen gab. Er nahm sich vor, sie in Zukunft nicht mehr zu unterschätzen. Sie war nicht nur schneller, als er dachte, sondern wusste zudem sehr genau, wie sie erreichen konnte, was sie wollte.

\*

Die Ärztin war jung. Die Schönheit ihres makellosen Gesichts wurde von der tiefen Stirnfalte, die sich einen Weg durch die auffällig helle Haut grub, nicht

gemindert. Aber Alex ließ sich von dem sorgenvollen Gesichtsausdruck nicht verunsichern. Sie war sich sicher, dass sie nicht in die Reha wollte, die die Ärztin ihr bereits wiederholt »aus medizinischer Sicht« nahegelegt hatte. Sie wollte nach Hause. Sie wollte endlich ganz allein sein.

Mühevoll stützte sie sich auf die Armlehnen, um ihren Körper hochzudrücken. Sie brauchte einen kurzen Moment, um die Balance zu finden. Den ausgestreckten Arm der Ärztin ignorierte sie. Langsam durchquerte sie das Zimmer und nahm ihre Lederjacke und die Reisetasche. Sie drehte sich nicht um. Sagte nicht »Tschüss«. Im Flur musste sie sich ein paarmal an der Wand festhalten. Der Verband um ihre Hüfte schnitt ihr ins Fleisch. Dann war sie endlich draußen. Erschöpft winkte sie ein Taxi heran und schob sich vorsichtig auf die Rückbank.

Während der Fahrer ihre Adresse mit einem Nicken bestätigte, musste sie an ihre letzte Taxifahrt denken. Mitten in der Nacht war sie aus Lepkes Wohnung verschwunden. Hatte ein Taxi zum Frachthafen in Moabit genommen, war ausgestiegen, hatte dort lange mit dem Blick aufs ölig schimmernde Wasser gestanden, geraucht und auf die vorbeikommenden Frachter gestarrt. Schließlich hatte sie den Entschluss gefasst, wenigstens für ein paar Tage alles hinter sich zu lassen und auf die Insel zu flüchten. Ihre Insel! Ihr letzter Rückzugsort. Vielleicht sollte sie es jetzt genauso machen. Das Haus mit dem weit herabgezogenen Reetdach wartete auf sie. Unter dieses Dach kroch sie, wenn gar nichts mehr funktionierte. Wenn

sie keine Kraft mehr hatte und aufgeben wollte. Der Gedanke war verlockend. Aber er hatte einen Haken.

Sie durfte nicht aufgeben, nicht, wenn sie wieder die Person werden wollte, die sie gewesen war. Oder eine andere, wer immer sie dann sein würde. Aber im Augenblick musste sie kämpfen. Sie lehnte sich etwas nach vorn, um dem Taxifahrer die Richtungsänderung anzusagen. Sie wollte nicht nach Hause. Sie wollte zu Ilse.

Ilse hatte sie schon einmal gerettet. Damals, als sie noch fast ein Kind war und nicht wieder nach Hause zurückkonnte. Ilse hatte Alex geholfen, nicht unterzugehen, als sie den Boden unter den Füßen verloren hatte. Nur mit ihrer Unterstützung hatte Alex es geschafft, ihre Vergangenheit in einer kleinen Ecke in ihrem Inneren einzusperren und sorgfältig zu verschließen. Ilse würde ihr auch jetzt helfen können. Sie war mittlerweile weit über achtzig. Aber sie war immer noch Ilse. Und bei ihr würde Alex sich ausruhen und zu sich selbst finden können.

Als das Taxi vor dem Seniorenheim in Neukölln vorfuhr, ging Alex' Atem regelmäßig, ihre Hände hatten aufgehört zu zittern, fast schien es, als würde allein die Vorfreude auf das Wiedersehen ihr neue Kraft geben. Sie bezahlte den Taxifahrer und dankte ihm im Stillen, dass er die Fahrt über stumm geblieben war. Dann zog sie sich langsam am Türrahmen aus dem Auto.

In der Eingangshalle stieg ihr der Geruch von Desinfektionsmitteln und Fäkalien in die Nase. Alex schluckte und hielt die Luft an, während sie zum

Fahrstuhl ging. Im zweiten Stock musste sie sich für einen Moment an die Wand lehnen, bis ihr nicht mehr schwarz vor Augen war. Wie eine alte Frau schleppte sie sich über den Flur, eine Hand sicherheitshalber stützend an der Wand. Vor Ilse's Tür blieb sie stehen. Ilse würde auf ihrem winzigen Balkon sitzen, wie sie es immer tat. Selbst im Winter. Dann mit der karierten Wolldecke über den Knien. So wie Alex sie beim letzten Mal zurückgelassen hatte. Es kam ihr vor wie eine Ewigkeit. Es war eine Ewigkeit. Doch gleich würde die Ewigkeit sich in einem Becher Tee mit Rum auflösen. Gleich würde alles wieder in Ordnung sein.

Für einen kurzen Moment ruhte Alex' Hand auf der Klingel, bevor sie sie zurückzog, ohne den Knopf zu drücken. Etwas war anders. Der Name auf dem Klingelschild war nicht Ilse's. Alex machte einen Schritt zurück. Sie musste sich in der Tür geirrt haben. Sie war schon lange nicht mehr hier gewesen. Zu lange. Zögernd ging sie zur nächsten Tür nach links. Aber auch dort stand nicht Ilse's Name. Dann nach rechts. Am Ende des Flurs hatte sie die richtige Tür noch immer nicht gefunden. Sie merkte, wie Panik in ihr aufstieg. Sie musste sich im Stockwerk geirrt haben. Seit dem Schlag auf den Kopf war auf ihre Konzentration kein Verlass mehr.

Die Pflegerin, die ihr im ersten Stock entgegenkam, hatte kurze schwarze Haare und ein Doppelkinn. Alex hatte sie noch nie gesehen, aber das musste nichts bedeuten. Die Pflegerin lächelte ihr besorgt zu, scheinbar war ihr die Panik deutlich anzumerken.

Als Alex nach Ilse fragte, hatte sie Mühe, die Worte hervorzubekommen.

Das besorgte Lächeln der Pflegerin erstarb in ihrem Gesicht, kaum dass sie Ilses Namen gehört hatte. In ihren Mundwinkeln bildete sich ein Geflecht kleiner Falten. Plötzlich wirkte sie viel älter. Sie fasste Alex behutsam am Arm und schob sie zu einer kleinen Nische, in der zwei Stühle darauf warteten, endlich die ihnen zustehende Funktion erfüllen zu dürfen. Alex schnappte nach Luft. Der Schmerz in ihrer Wunde machte sich bemerkbar, er mischte sich mit einem Gefühl von Übelkeit. Irgendetwas war ganz und gar nicht in Ordnung.

»Es tut mir leid.« Die Pflegerin setzte zu einer Erklärung an. »Wir haben versucht, Angehörige oder Freunde zu erreichen, aber wir konnten keine Kontaktdaten finden. Nirgends.«

Alex fühlte eine neue Welle der Erschöpfung über sich zusammenbrechen. Sie nickte stumm.

»Sie hatte keine Schmerzen. Sie ist einfach eingeschlafen.« Die Pflegerin versuchte ein erneutes Lächeln. So wie Pflegepersonal lächelte, wenn es schon lange keinen Anlass mehr dazu gab.

»Wo ist sie jetzt?« Alex' Stimme war nicht mehr als ein entferntes Flüstern.

»Ihre Beerdigung war bereits vor drei Wochen.«

Hinterher wusste Alex nicht mehr, wie sie nach Hause gekommen war. Ihre Wohnung kam ihr völlig fremd vor. Ihr früherer Mitbewohner war ausgezogen, als sie noch im Krankenhaus lag. Bei ihm hatten immer frische Blumen auf dem Küchentisch

gestanden. Jetzt sah der Tisch verlassen und traurig aus.

Hastig trank Alex ein paar Schlucke Wasser direkt aus der Leitung. Dann nahm sie den Helm und die Handschuhe vom Regal. Der Druck des Nierengürtels fühlte sich unangenehm auf dem Verband an. Erst als sie die Schnallen wieder ein wenig öffnete, ging es besser.

Ihr Motorrad stand unter einer grauen Plastikplane neben zahlreichen Singlespeed-Fahrrädern im Hinterhof. Die Ärzte im Krankenhaus hatten ihr davon abgeraten, Auto zu fahren, solange sie auf die hohe Dosis an Schmerzmitteln angewiesen war. Von einem Motorrad war nicht die Rede gewesen. Und sie hatten ihr auch davon abgeraten, nach Hause zu gehen. Alex war nicht gut darin, Ratschläge zu befolgen.

Der Parkfriedhof lag zwischen der Gropiusstadt, einer Trabantenstadt aus den Sechzigerjahren, die spätestens seit Christiane F. und ihrem Buch *Wir Kinder vom Bahnhof Zoo* als sozialer Brennpunkt bekannt war, und einer Gartenkolonie mit dem bezeichnenden Namen »Heimaterde«. Der Friedhof selbst war Teil des Britzer Gartens, der mit See und Liebesinsel das Ensemble in eine groteske Mischung aus Sozialbau, Nationalstolz und grüner Idylle verwandelte.

Alex stellte das Motorrad neben dem Haupteingang am Ende des Hühnerwegs ab. Nach der Fahrt konnte sie sich kaum noch auf den Beinen halten, sie hatte Mühe, die schwere BMW aufzubocken, ohne die Balance zu verlieren.

Langsam ging sie über die mit Schotter befestigten Parkwege. Ilses Grab war in der Nähe einer der Schöpfstellen, eine steinerne Frauenstatue mit einem Krug zierte die Mitte. Alex ließ sich auf den Rand des Beckens sinken. Sie schwitzte, die Wunde unter ihrem Verband pochte. Lange saß sie einfach nur da, ohne sich zu bewegen. Als die Sonne hinter den Baumspitzen verschwand und die Hecken ihre Konturen verloren, stand sie endlich auf. Von weit her dröhnte der Straßenverkehr. Eine Amsel bemühte sich vergeblich, mit ihrem Gesang einen Funken Hoffnung zu vermitteln.

Ilses Grab war ein einfacher Stein.

*Ilse Schelhaas*

\* 2. Februar 1930

† 20. Mai 2017

Ein verwelkter Kranz erinnerte an die Beerdigung. Die wenigen Blütenblätter hatte der Wind abgerissen und mit sich genommen. Eine einsame Rose war vom Sonnenlicht ausgetrocknet und gelbbraun verfärbt. Allein die weiße Schleife mit den goldenen Lettern glänzte.

*Ruhe in Frieden.*

*Deine Kollegen*

Die Beerdigung war also von Ilses ehemaligen Kollegen der Kripo organisiert worden. Alex konnte sich nicht erinnern, ob Ilse überhaupt Angehörige hatte.

Außer ihr. Und ihren Namen hatte die alte Frau nirgends notiert. Damit niemand einen Zusammenhang zwischen ihnen erahnen konnte. Seit sie Ilse kannte, hatte sie alles getan, um Alex in Sicherheit zu wissen. Und nun hatte sie alleine sterben müssen. Die Trauer war so groß, dass sie Alex den Atem nahm. Die Trauer und das schlechte Gewissen.

Langsam ließ sich Alex vor dem Grabstein ins Gras sinken. Als sie den Mund öffnete, waren ihre Worte nur ein Flüstern.

»Entschuldigung.«

\*

Sie standen draußen vor dem Container, als Fuchs durch das gekippte Fenster deutlich hörbar dem jüngeren Kollegen wütend zu verstehen gab, dass es ein riesengroßer Fehler gewesen war, die Fragen der Polizistin zu beantworten. Allerdings blieb er jegliche Erklärung schuldig, warum es ein Fehler gewesen war.

»Schade«, sagte Lepke mit einem Achselzucken, als die Stimmen aus dem Büro verstummten. »Aber das wäre vielleicht auch zu viel erwartet gewesen. Machen wir also unseren Job, wie immer. – Wo ist überhaupt Meyer? Seid ihr nicht zusammen hergekommen?«

»Nein.« Lina schüttelte den Kopf. »Keine Ahnung. Im Büro war er jedenfalls nicht, ich dachte, dass er direkt hierherfährt.«

»Ist er aber nicht«, murmelte Lepke. Es irritierte



ihn, dass Meyer, dessen Verlässlichkeit so etwas wie den sprichwörtlichen Fels in der Brandung darstellte, nicht im Büro gewesen sein sollte.

Während Lepke mit Lina zurück zur Halle ging, gab sie ihm eine kurze Zusammenfassung von dem, was sie erfahren hatte.

»Die tote Frau heißt Banu Sabia, ihre Tochter Djamila. Sie sind vor vier Wochen angekommen. Geflüchtet aus Syrien, wahrscheinlich über die Balkanroute. Also über die Türkei und Griechenland weiter nach Mazedonien, Serbien, Ungarn, Österreich. Genau weiß das aber niemand. Der Vater hat die Flucht nicht überlebt. Ansonsten gibt es keine Angehörigen. Auch keine weiteren Infos, jedenfalls nicht im Computer. Vielleicht wissen die Sozialarbeiter hier noch mehr.«

»Gut gemacht.« Mehr hätte er auch nicht herausfinden können, und wahrscheinlich hätte er sogar viel länger dazu gebraucht. Ihm hätte der junge Büromitarbeiter bestimmt nicht so bereitwillig Auskunft gegeben.

Schon vom Mittelgang aus sahen sie die grellen Lichtblitze am Tatort. Einer der Spurensicherer war dabei, jedes Detail innerhalb des Vierecks zu fotografieren. Die inzwischen eingetroffene Besatzung eines Streifenwagens hatte das Quadrat mit rot-weißem Flatterband regelrecht umwickelt, die Männer standen jetzt breitbeinig und mit entschlossenen Mienen vor dem Zugang. Nachdem Lepke seinen Ausweis hochgehalten hatte, ließen sie ihn und Lina passieren.

Meyer 2, der Rechtsmediziner, lehnte mit geschlos-

senen Augen an einer der Trennwände. Als Lepke neben ihn trat, sagte er leise: »Tod durch Ersticken, Tod durch Erhängen. Mehr kann ich erst sagen, wenn ich Mutter und Tochter auf dem Tisch habe. Wenn es für dich okay ist, lasse ich sie jetzt abholen.«

Lepke nickte.

»Dir ist nichts aufgefallen, was auf eine Fremdeinwirkung hindeuten würde?«

»Nichts. Und ich gehe davon aus, dass die Auswertung der Spuren das bestätigen wird.«

Lina hatte sich an Lepke vorbeigeschlingelt und beugte sich nun über den leblosen Körper des Mädchens. Als er sah, wie sie sich mit dem Handrücken die Augen wischte, zog er sie behutsam zurück.

»Das reicht fürs Erste. Auf den Fotos wird es noch drastisch genug wirken. – Komm, im Moment gibt es hier für uns nichts mehr zu tun. Lass uns versuchen, noch einen der hiesigen Sozialarbeiter aufzutreiben. Das ist eine Dienstanweisung. Keine Diskussion«, setzte er hinzu, als Lina etwas erwidern wollte. Er wusste nicht, wovor genau er sie schützen wollte. Aber vielleicht ging es ihm auch gar nicht um Lina. Vielleicht wollte nur er selbst möglichst schnell hier weg.

An einer der Türen am Ende der Halle hatte jemand einen Zettel mit dem Wort »Sozialarbeit« angebracht. Die Tür war verschlossen. Davor hatte sich eine Schlange gebildet. Flüchtlinge, die warteten. Überhaupt schien Warten die Hauptbeschäftigung hier zu sein, dachte Lepke.

Warten auf ein besseres Leben.

Warten auf Angehörige, die auf der Flucht verloren gegangen waren.

Warten auf ein kleines bisschen Hilfe. Auf Menschlichkeit.

Warten.

Darauf, dass endlich etwas passierte. Egal, was.

Jeder Sonnenstrahl, der durch die Fenster fiel, ließ Hoffnung auf Wärme aufkommen. Eine trügerische Hoffnung, denn die Halle blieb unverändert kalt. Als würden die dicken Mauern eine eiserne Front gegenüber der Wärme draußen bilden. Gegenüber dem Leben, das die anderen lebten, die es besser getroffen hatten, weil sie zufällig hier und nicht ein paar tausend Kilometer weiter geboren waren.

Lina wandte sich an einen Mann, der leidlich Englisch sprach. Obwohl es Sommer war, trug er eine rote Wollmütze, die ihm in die Augen rutschte. Er erklärte ihr, dass die Sozialarbeiter nur zwei Stunden am Tag Zeit hätten und man sich deswegen möglichst früh anstellen müsste, um überhaupt mit ihnen sprechen zu können. Er hätte hier schon gestanden, bevor das Licht um sieben angeschaltet worden war. Aber er war es gewöhnt. Seit er vor drei Monaten nach Deutschland kam, bestand sein Alltag aus Anstehen. Vor der Sozialarbeitertür. Vor der Ausländerbehörde. Vor der Essensausgabe. Anstehen. Und Warten.

Eine Stunde später fuhren Lepke und Lina zurück ins Landeskriminalamt. Einen Sozialarbeiter hatten sie nicht zu Gesicht bekommen. Dafür hatten zwei freiwillige Helferinnen, die sie in der Kinderbetreuung antrafen, ihnen im breitesten Berlinerisch einige



Hilkje Hänel

**Letzter Ausweg Tempelhof**

Alexandra Gode 2

Ein Berlin-Krimi

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 352 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-48608-3

Goldmann

Erscheinungstermin: April 2019

Die Berliner Polizei wird zu einem tristen Tatort gerufen. In einem Flüchtlingsheim in Tempelhof wurden zwei Leichen gefunden: ein kleines Mädchen, das erstickt wurde, und eine junge Frau, die sich erhängt hat. Die anfängliche Vermutung, dass die Mutter zunächst ihr Kind und dann sich selbst umgebracht hat, wird durch die Rechtsmedizin bestätigt. Aber wo liegt das Motiv? Kommissarin Alexandra Gode und ihr Kollege Lepke kommen einem besonders perfiden Fall von Zwangsprostitution auf die Spur. Doch ihre Ermittlungen werden von oberster Stelle boykottiert. Denn in die Sache sind auch der Polizeipräsident und der Innenminister verwickelt ...



[Der Titel im Katalog](#)